

auch der sowjetische, der in diesem Buch zum Teil ebenfalls behandelt wird. »Wir wollen keinen Kolonialismus, weder vom Westen noch vom Osten«, proklamierten junge Islamistenführer, damals noch eher unbedeutend, bereits in den 1960er-Jahren in Kabul. Später scharten ebenjene reaktionären Kräfte Hunderttausende von Afghanen um sich, die alle bereit waren, die sowjetischen Besatzer in ihrer Heimat zu bekämpfen. Im Laufe der zehnjährigen sowjetischen Besatzung wurden rund zwei Millionen Afghanen getötet, während zahlreiche weitere als Geflüchtete durch die verschiedensten Länder ziehen mussten. Wer meint, dass die afghanische Gesellschaft sich von diesem mörderischen Krieg erholt hat, täuscht sich. Tatsächlich sind viele Dinge, die sich in den späten 1970er- und 1980er-Jahren ereigneten, stark mit der Gegenwart verstrickt: So wurde bereits damals ein »Krieg gegen den Terror« propagiert, und zwar vonseiten Moskaus und der kommunistischen Diktaturen in Kabul. Erwähnenswert ist in diesem Kontext auch die unterschiedliche Wahrnehmung auf die Kriege Moskaus und Washingtons. Ich kann mich nicht erinnern, auch nur einen Afghanen getroffen zu haben, der den Aufstand gegen die Rote Armee sowie die Tötung sowjetischer Soldaten durch afghanische Rebellen nicht gutgeheißen hat. Dies betrifft sogar die Vertreter jener Lager, die während des Kalten Krieges mit Moskau verbündet waren. »Der Dschihad gegen die Sowjets war legitim«, erzählten mir im Laufe der Jahre mehrere afghanische Exkommunisten. Wer Russen getötet hat, gilt als Held, der nichts Verwerfliches getan hat. Paradoxerweise wird über die US-Besatzung bereits in ähnlicher Art und Weise gesprochen. Auch hier – und das mag eine unbequeme Wahrheit für so einige westliche Beobachter sein – unterscheiden viele Afghanen ganz klar zwischen NATO-Soldaten und afghanischen Sicherheitskräften, die getötet werden. Im Grunde genommen weiß man nämlich, dass es sich bei Ersteren um ausländische Besatzer handelt, die in Afghanistan nichts zu suchen haben. Paradoxerweise hört man derartige Töne oftmals auch, »off the record« selbstverständlich, von ehemaligen Offiziellen und Vertretern der Kabuler Regierung, deren Machterhalt seit zwei Jahrzehnten von den westlichen Truppen abhängt.

Dieses Buch soll vor allem die afghanische Sichtweise der Dinge deutlich machen und einige der Märchen und Falschaussagen rund um die Afghanistan-Kriege dekonstruieren, die bis heute in den westlichen Medien verbreitet werden. Es soll verdeutlichen, dass Afghanistan nicht zur Projektionsfläche für den eigenen Eurozentrismus werden darf, um verschiedene politische Agenden

zu rechtfertigen. Afghanistan ist ein wunderbares Land mit einer äußerst komplexen Geschichte und heterogenen Gesellschaft. Es lässt sich in vielerlei Hinsicht weder in links noch rechts oder in konservativ, liberal oder traditionell einordnen. Obwohl derartige Begrifflichkeiten oft fallen, sind sie die Resultate westlicher Denkweisen und Diskurse – und diese haben in den letzten Jahrzehnten nicht nur in Afghanistan viel Unheil angerichtet. Ein Grund hierfür ist auch die westliche Wissensproduktion rund um das Land. Die meisten Autoren bekannter englischsprachiger Bücher, wissenschaftlicher Schriften oder journalistischer Artikel sind keine Afghanen. Einige von ihnen sind renommierte Denker, deren Expertise ich zu schätzen weiß. Viele andere hingegen haben Afghanistan mehr oder weniger als eine Art Karriereleiter missbraucht. Die eurozentristische Brille wird dabei selten abgelegt. Gleichzeitig profitieren sie vom Krieg und vom Leid der Menschen und agieren nicht selten als indirekte Vertreter der militärisch-industriellen Komplexe des Westens. Konkret bedeutet dies, dass ihre Einschätzungen und Analysen oftmals in Einklang mit denen jener Akteure sind, die von solchen Kriegen profitieren, sprich, Rüstungsindustrie, Geheimdienste, Militär und Politik. Im vorliegenden Buch soll daher explizit die afghanische Perspektive auf die Konflikte der Vergangenheit und insbesondere seit dem Einmarsch der USA 2001 zur Geltung kommen. Viele Leser und Leserinnen mögen durch die mediale Berichterstattung bereits stark vorgeprägt sein, daher gleicht mein Vorhaben auch einer Zurückeroberung dieser ganz anderen Sichtweise auf den Krieg in Afghanistan – im heutigen Sprachgebrauch würde man wohl von »Reclaimen« sprechen.

Seit fast einem Jahrzehnt berichte ich über und aus Afghanistan. Während meiner regelmäßigen Reisen hielt ich mich nicht nur in Kabul auf, sondern besuchte bewusst Orte, zu denen andere Journalisten, auch afghanische, nur selten gelangen. Der Umstand, dass ich selbst einen afghanischen Hintergrund habe, hat im Laufe meiner Recherchen sowie meiner Berichterstattung meist eine wichtige, konstruktive Rolle gespielt. Mein Zugang unterscheidet sich ganz grundsätzlich von den meisten meiner westlichen Kollegen. Ich habe in Afghanistan nie in einem abgesicherten Hotel noch hinter dicken Betonmauern gelebt. Meist war ich mit einfachen Taxis, die vom Großteil der Bevölkerung benutzt werden, unterwegs und nicht mit kugelsicheren SUVs und bewaffnetem Sicherheitspersonal. Worüber in der Berichterstattung meist nicht gesprochen wird: Ausländische Journalisten sind in Afghanistan strengen

Sicherheitsprozeduren ausgesetzt, die im Endeffekt eine »normale« Berichterstattung in vielerlei Hinsicht fast unmöglich machen. Ein gutes Beispiel hierfür ist etwa der »Embedded Journalism«, in dem privilegierte Reporter Soldaten bei Operationen begleiteten und sich dabei stets innerhalb der Militärstrukturen bewegten. Die Resultate davon waren meist freundschaftliche Beziehungen zu den Truppen, keinerlei Kontakt zur lokalen Bevölkerung und eine alles andere als differenzierte Berichterstattung. Das, was die meisten Nachrichtenagenturen letztendlich verbreiten, ist extrem gefiltert und in vielerlei Hinsicht nicht vollständig. Hinzu kommt, dass die echte, die gefährliche Arbeit meist von Lokaljournalisten für einen Hungerlohn erledigt wird, während sich ihre amerikanischen, britischen oder auch deutschen Kollegen mit den Lorbeeren schmücken dürfen.

Die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten griffen Afghanistan an, während sie sich folgende Dinge auf die Fahne schrieben: Menschen- und vor allem Frauenrechte, Demokratie, Pressefreiheit sowie das Ziel, einen funktionierenden Rechtsstaat zu errichten. Dieses Buch soll verdeutlichen, dass Washington, London, Berlin und so weiter, sprich, »der Westen« dabei in praktisch jeder Hinsicht gescheitert sind. Schlimmer noch: Dieses Scheitern wurde womöglich von Anfang an bewusst in Kauf genommen. Nicht nur wurden die eigenen, stets proklamierten Werte vor Ort aufs Schlimmste verletzt, die westliche Allianz erschütterte in ihrem Kriegsgeheul sogar die Fundamente der eigenen Rechtsstaatlichkeit. Mit dem »War on Terror« wurden Folter und Massenmord praktisch legalisiert und Hunderttausende von Menschen für vogelfrei erklärt. Zivilisten, die von Drohnen oder schattenhaften Spezialeinheiten gejagt und ermordet wurden, deklarierte man als »Terroristen«, etwa indem man ihnen Waffen unterjubelte. All diese Dinge sind als Verbrechen zu betrachten – und zwar nach jeder westlichen Verfassung, die es gibt. Die eigene Progressivität galt allerdings nicht für die »Barbaren«. Man war im Orwell'schen Sinn »gleicher als andere« – und ist es bis heute.

Ergo belog man nicht nur die Afghanen mit leeren Demokratieversprechungen, sondern baute ebenjene grundlegenden Errungenschaften auch in der eigenen Heimat ab. Man belog sich selbst und die eigenen Bürger. Der »War on Terror« verdeutlicht, in welcher dystopischen Welt wir bereits leben. Unter dem Vorwand der Terrorismusbekämpfung werden nicht nur (wenn überhaupt) eindeutige Täter gejagt, sondern ganze Bevölkerungsgruppen systematisch überwacht. Die Grundrechte von Millionen

von Bürgern werden mit Füßen getreten und dank der verschiedenen Algorithmen, die bereits seit Jahren unseren Alltag bestimmen, ist es kaum noch möglich, sich dem globalen Überwachungsapparat zu entziehen. Jener Überwachungsapparat wurde in den letzten zwanzig Jahren massiv ausgebaut, und er hat unsere Welt nicht sicherer, sondern unsicherer gemacht. Parallel dazu hat – und das ist die womöglich wichtigste Prämisse dieses Buches – der Krieg in Afghanistan den Terror nicht beseitigt, sondern massiv zu dessen Verbreitung beigetragen.

Wie der »Kreuzzug« begann: Der Pate des Dschihad

Im Juli 2001 bekam Waheed Mozhdah Besuch in seinem verstaubten, spärlich eingerichteten Büro im Kabuler Außenministerium. Mehrere junge Männer wollten ihn sehen und mit ihm Tee trinken. Im Grunde war dies nichts Ungewöhnliches. Mozhdah, damals ein Taliban-Beamter Mitte vierzig, empfing regelmäßig Besuch aus aller Herren Länder: Journalisten, Forscher und andere Afghanistan-Interessierte und -Enthusiasten. Er hatte eine ruhige und sachliche Art, sobald er das politische Geschehen in seinem Land analysierte. Meist starrte Mozhdah ins Nichts, während er Interviews gab. Bereits zum damaligen Zeitpunkt brillierte er nicht nur mit seinem enzyklopädischen Wissen, sondern auch mit seinen guten Englischkenntnissen. Für einige Ausländer war dies Grund genug, um nach Kabul zu reisen. Und das, obwohl die Taliban-Herrschaft in Kabul bereits ihr fünftes Jahr erreicht hatte. Sie war das vorläufige Endresultat einer langen Kette von Ereignissen. Im Jahr 1992 wurde das letzte kommunistische Regime Kabuls, angeführt von Mohammad Najibullah, von den Mudschaheddin-Rebellen gestürzt. Najibullah konnte sich drei Jahre lang nach Abzug der sowjetischen Truppen an der Macht halten, vor allem dank massiver Finanzspritzen aus Russland und der Instandhaltung des Kabuler Militärapparats, der zuvor jahrelang von Moskau aufgebaut wurde. Die Folgen der Perestroika waren letzten Endes allerdings auch in Afghanistan spürbar, und Kabul fiel an die Rebellen. Najibullah führte ein diktatorisches Regime. Der Präsident agierte einst als Folterchef des berühmt-berüchtigten Kabuler Geheimdienstes KhAD (Persisch für »Khidamat-e Ittilaat-e Dawlati«, zu Deutsch »Staatlicher Nachrichtendienst«), der vom KGB aufgebaut wurde. Letzten Endes konnte Najibullah, ähnlich wie seine Vorgänger, nur mit Moskaus Gnaden herrschen. Dennoch herrschte in Kabul sowie in anderen urbanen Zentren des Landes ein gewisses Maß an Sicherheit. Viele Bürger, darunter auch jene, die insgeheim mit den Rebellen verbrüdet waren, dachten womöglich sogar, dass der Status quo besser war als in den Jahren zuvor. Najibullah war der letzte von insgesamt vier kommunistischen Regierungschefs, die in Kabul regierten. Viele Afghanen in der Hauptstadt waren zufrieden, wirtschaftlich geriet das Land